

MARTIN LUH

**BEUTE
ZÜGE**

EIN HOCHSTEIRER KRIMI

Impressum

Autor:

© 2021 Martin Luh

www.martin-luh.at

Umschlaggestaltung & Illustrationen:

Andreas Paar

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des

Autors: Buchschmiede von Dataform Media

GmbH, Wien

www.buchschmiede.at



ISBN: 978-3-99125-760-8 (Paperback)

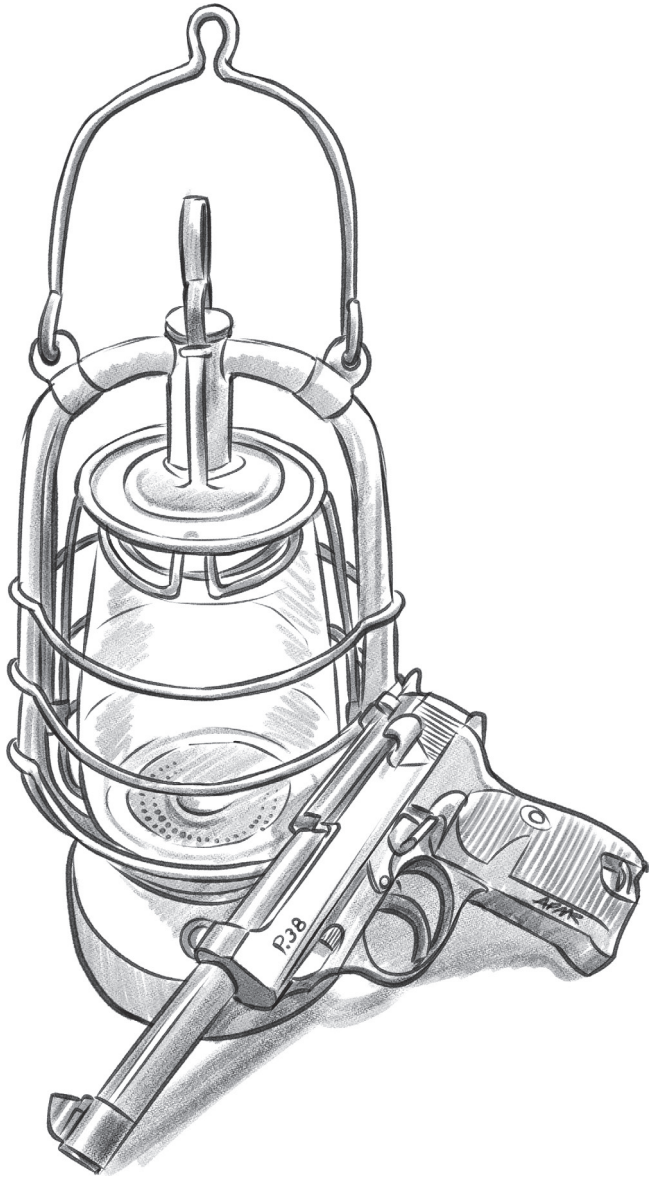
ISBN: 978-3-99125-759-2 (e-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Namen und Ereignisse in diesem Buch sind frei erfunden, alle Übereinstimmungen mit der Realität sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Für Brigitte



Prolog

Bruck an der Mur, April 1945

Das Hämmern an der Tür klang, als ob jemand diese mit einem Gewehrkolben zertrümmern wollte. „Aufmachen, das ist ein Befehl!“, tönte es harsch von außerhalb der Wohnung.

Der Mann, der gerade ein einfaches Abendmahl zu sich nahm, deutete seiner Frau und seinem fünfjährigen Sohn ruhig zu bleiben.

„Ich komme schon“, rief er, während er im Vorraum seinen Mantel zuknöpfte und die Schirmmütze aufsetzte. Leiser, zu dem Kind gewandt, sagte er: „Heinrich, pass gut auf Mama auf, bis ich wieder zurück bin.“

Die ruhige Stimme täuschte darüber hinweg, wie zutiefst besorgt er über die Situation war. Der Lärm verhieß nichts Gutes. Seine Frau stand kreidebleich, mit vor Angst weit aufgerissenen Augen, in der Küche. Vom Schock buchstäblich erstarrt, brachte sie keinen Ton über die Lippen.

Er öffnete die Tür, vor der zwei mit Sturmgewehren bewaffnete Soldaten standen.

„Was gibt es?“

„Mitkommen!“, bellte einer der Uniformierten, „Befehl von Oberstleutnant Springer!“

Erhobenen Hauptes schritt der Mann in die Nacht hinaus, geleitet von den beiden Soldaten, die mit etwas Abstand im Gleichschritt folgten.

Wie in Trance ging die Frau in den Vorraum und schloss die Tür, bevor sie in der Küche in einen Stuhl sank und vor Verzweiflung in Tränen ausbrach. Heinrich hatte sich gleich nach der Verhaftung seines Vaters ins Schlafzimmer zurückgezogen, wo er rasch einen Stuhl vor das Fenster rückte und ohne zu zögern darauf stieg. Er schob die dicken Vorhänge beiseite, öffnete die einfach verglasten

Flügel und kletterte ins Freie. Da die Wohnung ebenerdig lag, konnte er trotz seiner geringen Körpergröße problemlos den Boden erreichen. Er lief um das Haus herum und folgte seinem Vater, der von den zwei Soldaten in Richtung der Militärbaracken eskortiert wurde. Die Nacht war kühl und es fröstelte Heinrich, da er in seiner Eile keine Zeit gehabt hatte, eine Jacke anzuziehen.

Trotz der verdunkelten Stadt konnte er im schwachen Mondlicht die Gestalten der Männer erkennen, die kurz davor waren die Gebäude zu erreichen, in denen das Kommando der Versorgungseinheit für die Garnison in Bruck an der Mur untergebracht war. Der Junge kannte die Räumlichkeiten gut, da ihn sein Vater ab und zu auf den Posten mitgenommen hatte.

Heinrich beobachtete, wie das Trio durch den Eingang verschwand. Mit pochendem Herzen schlich er sich bis an die Holztür heran, die aus irgendeinem Grund nicht ins Schloss gefallen war und eine Handbreit offen stand. Durch den Spalt drang schwaches Licht, allerdings war die Öffnung zu schmal, um etwas erkennen zu können. Vorsichtig drückte der Junge das Türblatt etwas auf, bis er in der Lage war, das Innere des Raums zu überblicken. Der Eingang lag außerhalb des Lichtkegels, den die Sturmlampe auf dem Schreibtisch erzeugte. Heinrich hoffte, dass ihn niemand bemerkt hatte.

Die Szene vor ihm wirkte ungewöhnlich steif. Hinter dem Pult saß ein Offizier, der in seinen Unterlagen blätterte und die Männer vor ihm keines Blickes würdigte. Sein Vater stand kerzengerade vor dem Schreibtisch, flankiert von den beiden Soldaten, die ihn offensichtlich bewachten. Eine endlose Minute lang sprach niemand ein Wort und es drang nur das Rascheln der Papiere an Heinrichs Ohr.

Dann plötzlich, ohne den Blick zu heben, fragte der Offizier in kaltem, ruhigem Ton: „Wo sind die Truhen?“

„Verzeihung, Herr Oberstleutnant, um welche Truhen soll es sich handeln?“, erwiderte Heinrichs Vater ebenso ruhig.

„Wollen Sie mich veräppeln, Mann?“, herrschte ihn der Offizier an und starrte seinem Gegenüber erstmals in die Augen, „Es geht um die Kisten, die im Depot der Schmalspurbahn zwischengelagert wurden. Wo haben Sie diese hingebracht?“

„Nirgendwohin. Sie sollten sich nach wie vor dort befinden.“

„Tun Sie doch nicht so unschuldig!“, brüllte der Oberstleutnant, dem die Zornesröte ins Gesicht stieg. „Sie sind für das Depot verantwortlich und der Einzige, der über den Inhalt der Truhen Bescheid weiß. Diese hätten heute mit der Bahn abtransportiert werden sollen. Sie waren allerdings nicht dort, wo sie sich befinden sollten. Ich frage Sie also ein letztes Mal: wohin haben Sie die Kisten gebracht?“

Er schlug mit der Faust so fest auf den Tisch, dass Heinrich, der von der Eingangstür aus alles mitbekommen hatte, vor Schreck zusammenzuckte.

„Herr Oberstleutnant, ich schwöre, dass ich die Truhen nicht angerührt habe. Wenn sie sich nicht im Güterschuppen befinden, müssen sie wie geplant abtransportiert worden sein. Oder jemand hat sie gestohlen...“

Der Offizier schlug unerwartet einen versöhnlichen Ton an: „Sehen Sie, Leutnant, Sie sind ein guter, zuverlässiger Mann. Sie haben sich immer ausgezeichnet um den Nachschub für die Garnison gekümmert und die schwierigsten Situationen gemeistert. Wenn Sie mir verraten, was mit den Truhen geschehen ist, verspreche ich ihnen, dass wir die Sache vergessen werden.“

„Ich kann Ihnen leider nicht sagen, wo sich die Kisten befinden, außer dass sie im Güterschuppen der Schmalspurbahn sein sollten.“

„Dieb! Verräter!“, explodierte der Oberstleutnant, „Sie können mir nicht weismachen, dass Sie nicht dahinterstecken! Wenn Sie nicht sofort zur Vernunft kommen, müssen wir es eben mit anderen Methoden aus Ihnen herausbekommen!“

Auf ein Zeichen stieß einer der Soldaten dem Verhafteten den Gewehrkolben mit voller Wucht zwischen die Schulterblätter. Dieser fiel auf die Knie und rang geräuschvoll nach Luft. Heinrich, der das Verhör mitverfolgt hatte, liefen vor Angst die Tränen über die Wangen.

Langsam, vom Schmerz gezeichnet, jedoch ungebrochen, richtete sich sein Vater auf und erklärte mit gefasster Stimme: „Ich weiß nichts über den Verbleib der Truhen. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen.“

„Auch wenn Sie die Kisten nicht selbst entwendet haben, so haben Sie doch ihre Pflichten aufs Schändlichste vernachlässigt, indem Sie das Depot nicht bewachen ließen. Dadurch ist dem Führer und dem Deutschen Volk ein großer Verlust entstanden, für den Sie verantwortlich sind.“

„Herr Oberstleutnant, es standen für eine Bewachung keine Männer zur Verfügung, da alle zur Verteidigung der Garnison abgezogen wurden.“

„Jetzt habe ich aber genug von Ihren Ausflüchten“, brüllte der Offizier und zog seine Dienstpistole, „Sie sind ein gemeiner Dieb und ein elender Verräter!“

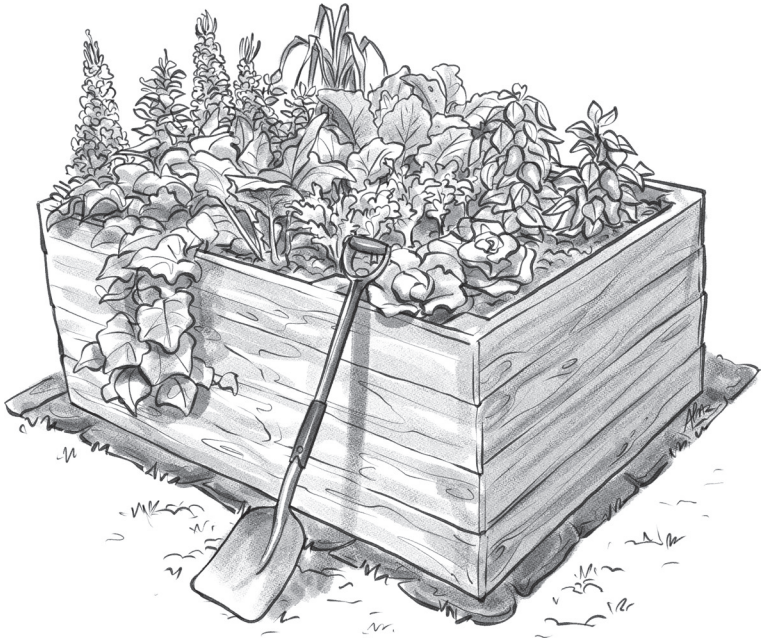
Der Knall des Schusses in dem engen Raum war ohrenbetäubend. Von der Kugel aus nächster Nähe getroffen, stürzte Heinrichs Vater zu Boden. Seinen Körper durchliefen ein paar Zuckungen, während sich auf den Holzdielen langsam eine Blutlache bildete.

Der Junge war starr vor Schreck und stand mit weit aufgerissenen Augen in der Tür. Im Schock hatte er sich die Hosen nass gemacht, doch bemerkte er dies nicht unmittelbar. Er sah den ursprünglich stolzen Blick seines Vaters einem unheimlichen, leeren Ausdruck in dessen kreidebleichem Gesicht weichen. In seinem Schmerz seufzte er laut auf.

Der Offizier, der seine Pistole wieder eingesteckt hatte, hörte das Stöhnen und bemerkte eine Bewegung an der Tür.

„Halt! Wer ist da?“, rief er barsch, „Welcher Idiot hat die Tür offen gelassen?“

Heinrich erwachte aus seiner Schockstarre und rannte um sein Leben. Er lief in Richtung Güterbahnhof, wo er sich zwischen den Gleisen in einem Drainagerohr versteckte. Dort harrte er zusammengekauert so lange aus, bis er von seinen Verfolgern nichts mehr hören konnte. Verängstigt, unterkühlt und durchnässt machte er sich schließlich auf den Heimweg.



Kapitel 1

Tragöß–Sankt Katharein, Frühjahr, 76 Jahre später

Der Duft von Wacholder, Thymian und Rotwein durchströmte das Haus. Monique hatte vor ein paar Tagen einen Maibock erlegt und bereitete nun aus den Schulterstücken ein herzhaftes Wildgericht zu – langsam geschmort mit Wurzelgemüse und Kräutern. Dazu würde es Butternockerl geben und in Portwein eingelegte Birnen. Zuvor musste sie jedoch noch einige Fotos für das Kochbuch schießen, das langsam im Entstehen war.

„Bernie, kannst du mal kurz kommen?“

„Was gibt’s denn? Ist das Essen endlich fertig? Ich verdaue mich schon selbst!“

„Bald! Kannst du mir bitte den Dampf vom Topf wegblasen, damit die Kamera nicht anläuft? Dann muss ich nur noch anrichten und ein paar letzte Aufnahmen vom fertigen Gericht auf dem Teller machen.“

Bernhard verdrehte die Augen und seufzte: „Ich mag ja deine Wildküche sehr gerne, aber manchmal wäre eine Pizza nicht schlecht, oder einfach nur ein Steak mit Kartoffelspalten. Oder so etwas Französisches, das du früher gern gekocht hast.“

Er stellte sich vor den Topf am Herd und holte tief Luft.

„Bereit!“, sagte Monique und hielt die Kamera in Position. Bernhard blies langsam Luft über die Oberfläche der Sauce und vertrieb so den Dampf, während Monique ein paar Mal abdrückte.

„Perfekt, danke, jetzt können wir gleich essen.“

Monique hieß eigentlich Monika Langer und war mit Bernhard, ihrem Mann, vor einigen Jahren aus Niederösterreich in die Hochsteiermark, genauer gesagt nach Sankt Katharein im Lamingtal gezogen. Beide hatten vom Stadtleben genug gehabt, und der Entschluss, ein neues Leben inmitten der wunderschönen Natur zu beginnen, war entsprechend schnell gefasst. Sie hatten ihr Reihen-

haus nördlich von Wien verkauft und waren mit Sack und Pack in die neue Heimat übersiedelt, in der sie sich von der ersten Minute an wohl gefühlt hatten. Die Nachbarn waren nett und hilfsbereit, und sie hatten schnell neue Freunde gefunden. Möglich war der Umzug auch deshalb geworden, weil Monique als freiberufliche Grafik-Designerin von zu Hause aus arbeiten konnte, und Bernhard als Pharmareferent im Außendienst entweder ohnehin unterwegs war, oder ebenfalls Tätigkeiten aus dem Homeoffice verrichten konnte.

Monique war sechsunddreißig, hatte dunkelbraune Augen und beinahe schwarzes Haar, das sie eher burschikos stylte. Das sah aus ihrer Sicht kess aus und sparte zugleich Zeit im Badezimmer. Sie wirkte eher zierlich, war jedoch sportlich und fit. Bei körperlicher Arbeit konnte sie es durchaus mit zahlreichen Männern in ihrer Umgebung aufnehmen, die sie auch entsprechend dafür respektierten. Aufgrund ihrer gewinnenden Art fühlte sie sich in der Gesellschaft von Bauern, Waldarbeitern und Jägern genauso ungezwungen wie im Umgang mit Führungskräften großer Unternehmen.

Der Spitzname ‚Monique‘ stammte aus ihrer Schulzeit, in der sie ihren Mitschülern, Lehrern, Freunden und Familie mit einem etwas übertriebenen Hang zur französischen Küche, und damit verbundenen Koch-Experimenten, regelmäßig auf die Nerven ging. Irgendwie war ihr der Name geblieben und sie hatte sich daran gewöhnt, dass sie kaum noch von jemandem mit ‚Monika‘ angesprochen wurde. Nur Bernie durfte Moni sagen. Oder Schatz, das war noch besser.

Monique häufte einen großen Löffel Nockerl auf einen Teller und platzierte einige Bratenstücke daneben. Dann goss sie etwas von der aromatisch duftenden Sauce über und neben das Fleisch und garnierte das Ganze mit einer in Portwein eingelegten Birne. Ein paar Brokkoliröschen rundeten das Erscheinungsbild ab. Während sie mit der Kamera ein paar Fotos aus unterschiedlichen Blickwinkeln schoss, lud sich Bernhard eine ordentliche Portion auf einen zweiten Teller. Diese war zwar optisch nicht annähernd so schön arrangiert, aber das war ihm herzlich egal – schmecken musste es.

„Selbst erlegtes Wild, Gemüse aus dem eigenen Garten und Rotwein, naja, aus dem Burgenland. Der wächst eben nicht bei uns

auf dem Berg. Die Kräuter sind auch größtenteils aus dem Garten. Mahlzeit!“

„Mahlzeit, Schatz!“

Monique hatte erst relativ spät die Jagdprüfung abgelegt, war aber mittlerweile stolze Besitzerin ihrer achten Jagdkarte. In ihrer Familie hatte es nie Jäger gegeben, doch hatte sie immer schon eine ausgeprägte Naturverbundenheit besessen und wollte eines Tages einfach mehr über das Wild in den heimischen Wäldern lernen. Durch den Kurs und die Prüfung war in ihr eine Passion für die Jagd entstanden, die sie in ihrer neuen Heimat gemeinsam mit ihren Freunden, die ebenfalls das Weidwerk ausübten, ausleben konnte. Aus dieser Leidenschaft hatte sich auch eine Veränderung in den Koch- und Essgewohnheiten ergeben. Die französische Küche war plötzlich weniger wichtig geworden, dafür gab es allerlei Wildgerichte, Pilze aus dem Wald und Gemüse aus dem großzügig angelegten Garten.

„Eigentlich müssten mich alle die ‚wilde Monique‘ nennen, das wäre ein passender neuer Spitzname“, dachte sie mit einem Lächeln, während sie das Weinglas zwischen den Fingern drehte.

Bernhard hatte seine Portion in Rekordtempo verdrückt und nahm sich gleich noch einen Nachschlag.

„Wie läuft es eigentlich mit dem Jobwechsel? Bekommst du das neue Gebiet, damit du nicht so weit herumfahren musst?“, wollte Monique von ihm wissen.

Ihr Mann schluckte den Bissen hinunter und schmatzte mit den Lippen, bevor er antwortete: „Es sieht nicht schlecht aus, aber sie wollen noch eine Runde Interviews führen. Scheinbar gibt es mehrere Kandidaten, wobei das auch der übliche Schmäher der Personalabteilung sein kann, um Gehaltsforderungen im Rahmen zu halten. Es geht auch nicht nur um einen Gebietswechsel, sondern um eine höhere Position. Als Gruppenleiter würde ich dann auch mehr verdienen – brauchen könnten wir es ja, wenn ich an all die Projekte denke, die wir rund um Haus und Hof geplant haben. Ein bisschen nervös bin ich schon.“

„Wird schon hinhalten – die anderen Bewerber können dir sicher nicht das Wasser reichen. Und falls es nicht klappen sollte, müssen

wir auch nicht am Hungertuch nagen. Wir sind ja auf dem besten Weg Selbstversorger zu werden.“

Bernhard war einundvierzig, hatte ebenfalls dunkles Haar und einen Dreitagebart, der allerdings schon etwas grau wurde. Er war fest der Meinung, dass das auf die Damenwelt sehr attraktiv wirken musste, Monique fand es einfach nur kratzig. Durch seinen Job im medizinischen Bereich war er sehr viel auf Reisen. Die zahlreichen Geschäftsessen hatten im Laufe der Jahre ein kleines Bäuchlein entstehen lassen, das jedoch aufgrund seiner kräftigen Statur kaum auffiel.

„Wenn ich die Stelle bekomme, ist nicht nur das Gehalt interessanter, mir steht dann auch ein neuer, größerer Dienstwagen zu“, erklärte er mit leuchtenden Augen, „Drück‘ mir einfach die Daumen für das nächste Gespräch.“

Monique lachte: „Natürlich! Ich wollte schon immer einen vermögenden Mann haben, der seine Frau ordentlich verwöhnt. Magst du noch etwas vom Wild? Es sind auch noch Nockerl da.“

„Ich kann wirklich nicht mehr, außerdem gibt es ja noch Kuchen und Kaffee. Essen wir den Rest morgen – geschmortes Wild schmeckt aufgewärmt ohnehin noch besser.“

„Gut, dann räumen wir ab. Kuchen gleich oder später?“

Monique legte die Teller übereinander und trug sie in die Küche.

Während sie die Kaffeemaschine einschaltete und Tassen her richtete, rief sie zu Bernhard ins Esszimmer: „Sag mal, gibt es eigentlich etwas Neues vom Jogl? Hat man ihn schon gefunden?“

Der alte Waldemar Jogl, seit Jahrzehnten Betreiber der Mädl- Alm, war spurlos verschwunden, einfach wie vom Erdboden verschluckt. Bergrettung und freiwillige Helfer hatten das gesamte Gebiet um die Almwirtschaft mit Suchhunden durchkämmt, nachdem Wanderer berichtet hatten, dass die Hütte verlassen, jedoch Jogls in die Jahre gekommenes Fahrzeug unter dem Dach des Nebengebäudes geparkt stand. In der kleinen Küche hatten sie einen Krug mit Wasser auf dem Tisch vorgefunden, so, als ob vor kurzem jemand da gewesen war. Die Kühe, die der alte Mann auf den Wiesen rund um die Wirtschaft hielt, hatten gebrüllt, und es war offensichtlich, dass sie dringend gemolken werden mussten. Die Helfer hatten zu-

nächst die Tiere versorgt, die erst vor kurzem aus dem Tal auf die Alm aufgetrieben worden waren, und dann großflächig die Umgebung abgesucht. Die Vermutung lag nahe, dass Jogl sich irgendwo im Gelände ernsthaft verletzt hatte und aus eigener Kraft nicht zur Hütte zurückkehren konnte. Oder noch schlimmer, er war womöglich ausgerutscht und abgestürzt. Es bestand durchaus erhebliche Unfallgefahr, da das Gebiet karstig und von schroffen Felswänden eingesäumt war.

„Seltsam finde ich sein Verschwinden allemal“, stellte Monique fest.

Sie stellte die Tassen mit dampfendem Kaffee auf den Esstisch und setzte sich zu ihrem Mann, der nur abwesend nickte.

Nachdem Bernhard nicht reagierte, fuhr sie nachdenklich fort: „Offenbar sind seine Bergschuhe noch in der Almhütte gestanden und auch der schöne Wanderstock aus Haselnussholz war neben der Tür an die Wand gelehnt. Jogl würde sich doch niemals ohne festes Schuhwerk auf den Weg machen oder seinen geliebten Stock zurücklassen. Ein Abstürzen scheint mir auch irgendwie unwahrscheinlich, denn keiner kennt die Berge so gut wie er. Trotzdem ist er einfach weg.“

Die Mädln-Alm, Jogs Heimat und Lebensmittelpunkt, war zu Fuß oder über eine Forststraße mit einem Allradfahrzeug erreichbar. Nur im Winter, wenn viel Schnee lag, konnte man ausschließlich mit Skiern oder Schneeschuhen dorthin gelangen. Trotz seines Alters von achtzig Jahren war der Mann noch topfit. Einmal im Monat machte er sich mit Rucksack und Stock auf den Weg ins Tal, um Vorräte zu holen. Das Auto benutzte er nur, um Wein oder andere schwere Dinge, wie beispielsweise Material zur Instandhaltung der Hütten, auf die Alm zu transportieren. Sonst war er immer zu Fuß unterwegs, um bei guter Kondition zu bleiben. Er liebte seine Tiere und kümmerte sich fürsorglich um sie. Aus deren Milch erzeugte er in Handarbeit Käse, der bei den wenigen Wanderern, die an seiner Wirtschaft vorbeikamen, sehr geschätzt war. Auf der Alm gab es kein Gas und keinen Strom. Zum Kochen, Heizen und Käsen verwendete Jogl Brennholz, das er unter dem Dach des Nebengebäudes neben seinem Auto lagerte. Eine kleine Quelle speiste

einen aus Lärchenholz geschnitzten Brunnentrog, von dem er sein Wasser für die Küche und zum Waschen bezog. Alles in allem führte er ein einfaches Leben, welches allerdings mit viel harter Arbeit verbunden war.

Im Herbst trieb Jogl seine Tiere ins Tal, wo er sie wehmütig bei einem Bauern über den Winter einstellte. Im Frühjahr, nachdem der Schnee geschmolzen war, holte er sie wieder ab und trieb sie auf seine Alm, wo sie den Sommer über die aromatischen Bergkräuter fressen konnten und ihm besonders feine Milch schenkten. Es gab einfach nicht genügend Gras auf den Gebirgswiesen, aus dem er Heu für den Winter hätte machen können, und so war das Arrangement mit dem Bauern eine vernünftige Lösung. Als Gegenleistung für einen warmen Stall und Futter erhielt der Landwirt das eine oder andere Kalb, das die Kühe bekamen, und konnte auch deren Milch im Winter behalten. Jogl selbst verbrachte auch die Wintermonate in seiner Hütte, abgeschnitten von der Außenwelt und oft eingeschneit bis zum Dach. Er war immer freundlich, jedoch ein scheuer Einzelgänger, der den Kontakt zu anderen Menschen weitgehend mied.

Die meisten Wanderer und Bergsteiger suchten eher die Wirtschaften rund um die Sonnschien auf, denn dort war immer etwas los. Es gab zu essen und zu trinken, und man konnte recht viel Spaß haben in Gesellschaft anderer. Außerdem bot sich dort auch die Möglichkeit zu übernachten.

Die Mädl-Alm lag doch etwas abseits, und das Angebot für Gäste beschränkte sich auf Wasser, Wein, Speck, Brot, selbstgemachten Käse und Butter. Mehr konnte und wollte Jogl Besuchern nicht bieten. Somit verirrten sich nur selten Wanderer dorthin, und die wenigen, die die Alm gezielt besuchten, kannten den zurückgezogenen alten Mann entsprechend gut.

Zu guter Letzt blickte Bernhard auf und seufzte: „Ich glaube, die haben die Suche aufgegeben. Es ist ja schon eine Woche her und er ist weder von selbst aufgetaucht, noch hat man ihn gefunden. Ich fürchte fast, er ist tot. Es ist wirklich traurig, ich mochte ihn nämlich.“

„Ich auch“, erwiderte Monique, „er war immer sehr nett zu uns

und seine Geschichten über die Berge werden mir fehlen.“

„Naja, hoffen kann man ja noch“, meinte ihr Mann wenig überzeugend.

Bernhard hatte Zeit. Ein paar Urlaubstage vor einem möglichen Jobwechsel konnten auf keinen Fall schaden. Seine Frau war unterwegs, um zwei ihrer Kunden zu besuchen. Die meisten Besprechungen konnte sie online oder telefonisch abhalten, bei heiklen Projekten war es jedoch vorteilhaft, persönliche Gespräche zu führen. So konnten Missverständnisse vermieden werden – was allen Beteiligten letztendlich Zeit sparte –, und auf die Bedürfnisse ihrer Klientel konnte sie auch besser eingehen. Ein paar Mal im Jahr plante sie deshalb jeweils ein paar Tage ein für geschäftliche Meetings, verband die Reisen mit dem Besuch ihrer Familie und traf Freunde aus der alten Heimat.

Während ihrer Abwesenheit kümmerte er sich um die kleine Wirtschaft. Sie besaßen ein paar Schafe, die auf einer großzügig dimensionierten Fläche neben dem Bach ausreichend Grünzeug fanden und nur in den Wintermonaten mit Heu von den benachbarten Bauern gefüttert wurden. Sonst waren die Tiere recht anspruchslos und selbst wenn sie befanden, dass das Gras außerhalb ihres eingezäunten Geheges besser schmecken musste, und durch das eine oder andere Loch im Zaun hindurchschlüpfen, kehrten sie doch immer in den vertrauten Bereich zurück. Auch ein paar Hühner scharrten im Hofbereich herum und kümmerten sich darum, dass Küchenabfälle, Körner und Grünfutter täglich in frische Eier verwandelt wurden. Das Hühnerhaus war neu und die umliegende Fläche ebenfalls eingezäunt, aber es lauerte immer die Gefahr, dass ein Fuchs oder Marder ihren Weg zu den Hennen fanden. Bisher hatten Monique und Bernhard Glück gehabt, und keines der Tiere war gestohlen worden. Theoretisch konnte Monique mit ihrem Kleinkalibergewehr aus ihrem Büfenster im Haus auf einen Hühnerdieb schießen, aber die schlauen Räuber kamen am liebsten in der Dunkelheit, und so war es einfach am besten, die Hennen am Abend in ihrem Häuschen einzusperren.

Wissend, dass Monique ein paar Tage unterwegs sein würde, hatte Bernhard Lärchenholz, Schrauben und Folie für den Bau eines Hochbeets besorgt. Seine Frau besaß bereits zwei, aber sie wollte unbedingt noch ein drittes, eventuell sogar ein viertes. Man wurde schließlich nicht jünger, und mit der Humuserde auf siebzig oder achtzig Zentimetern Höhe musste man sich beim Pflanzen und Ernten nicht bücken. Außerdem war der Ertrag sensationell, denn wenn man das Beet korrekt befüllte, gedieh Gemüse problemlos bis in die kalte Jahreszeit. In den bereits vorhandenen hatte Monique schon alles Mögliche angepflanzt, und sie hatten unlängst die ersten Radieschen des heurigen Jahres geerntet.

Mit einem Spaten stach Bernhard etwas von der Grasnarbe weg und begradigte den Boden an den Stellen, wo später die Seitenwände des Holzbeetes stehen würden. Danach streute er etwas groben Sand in die ausgehobenen Bereiche und zog diesen mit einer Wasserwaage ab. Nun folgten Betonziegel, die er auf dem Sand aneinanderreichte und mit einem Gummihammer gerade klopfte, bis ein rechteckiges Streifenfundament entstand. Innerhalb dessen verblieb das gewachsene Erdreich.

Nach einem kühlen Bier zur Stärkung nahm Bernhard die Holzkonstruktion in Angriff. Die Bretter und Staffeln waren schon entsprechend zugeschnitten, die Stirn- und Seitenwände vormontiert und die Löcher für die Verschraubung vorgebohrt. Er stellte eine Seitenwand auf die Betonziegel und im rechten Winkel dazu eine Stirnwand. Nach dem Ausrichten der Kanten nahm Bernhard den Akkuschauber, drehte der Reihe nach die langen Schrauben durch die Lärchenbretter in die senkrechten Steher und zog diese fest. Nun konnte er die zweite Seitenwand montieren und zuletzt die zweite Stirnwand. Mit einem Maßband prüfte er die Diagonalen und richtete die Holzkonstruktion auf dem Fundament exakt im rechten Winkel aus.

Der erste Teil war geschafft, und der robuste Rahmen sah richtig gut aus. Das rötliche Lärchenholz würde zwar im Laufe der Zeit grau werden, aber es war so witterungsbeständig, dass das Beet sicherlich über zwanzig Jahre halten sollte – ganz ohne Anstrich.

Nach einer weiteren kurzen Pause machte sich Bernhard an das

Befestigen der Folie. Leider konnte man das Beet nicht direkt befüllen, da das Holz durch die feuchte Erde rasch aufweichen und innerhalb weniger Jahre verrotten würde. Er kletterte in den Holzrahmen und rollte die Noppenfolie entlang der Seitenwand etwas aus. Mit kurzen Nägeln, die einen extra breiten Kopf besaßen, befestigte er die Folie an der gesamten Innenseite des Beetes. Das war eine langwierige, monotone Tätigkeit, denn es mussten möglichst viele Nägel eingeschlagen werden, um zu verhindern, dass die Folie später durch das Absinken der Erde einriss und nach unten gezogen wurde.

Nach etwas über zwei Stunden war es endlich soweit: die Folie war befestigt und das Beet bereit zum Befüllen. Bernhard kletterte heraus und streckte sich. Seine Muskeln und Gelenke waren steif vom Knien auf dem harten Untergrund und sein Magen knurrte. Es war bereits Nachmittag, und da er nur wenig gefrühstückt hatte, war er entsprechend hungrig. Im Kühlschrank befand sich noch etwas von dem Wildschwein, den Monique vor ihrer Abreise zubereitet hatte. Er wärmte in einer Pfanne zwei ordentliche Scheiben von dem Braten auf, ebenso Spitzkraut und Knödel in jeweils separaten Töpfen.

Nachdem er satt war und das Mahl mit einem weiteren Bier hinuntergespült hatte, war Bernhard bereit für den letzten Teil der Arbeit. Er legte grobe Äste, Häckselgut und Holzstücke in den unteren Teil des Hochbeets und füllte die Hohlräume mit Kompost und Sägespänen aus. Diese wässerte er ordentlich mit dem Gartenschlauch; so würde sich das gesamte Material später weniger absinken. Lage für Lage verwendete er feinere Äste und Zweige und zuletzt noch eine Schicht hochwertiger Komposterde, mit der er das Beet bis knapp unter den Rand befüllte. Mikroorganismen und Pilze würden die groben Stücke im unteren Bereich im Laufe der Zeit zersetzen, und die Erde dadurch entsprechend absinken. Das war vollkommen normal und konnte durch Nachfüllen von Kompost oder Pflanzerde nach jedem Winter einfach behoben werden.

Bernhard betrachtete sein vollendetes Werk mit Stolz. Wenn Moni von ihrer Reise zurückkam, würde sie schön schauen! Die Überraschung sollte perfekt und...

„Oh, verdammt! Das gibt's doch nicht! Ich Idiot habe das Wühlmausgitter vergessen!“, entfuhr es ihm. Die Katzen, die während der gesamten Zeit faul herumgelegen und ihm bei der Arbeit zugehört hatten, blickten ihn entgeistert an.

„Ich will das Ding nicht noch einmal ausräumen – bleibt nur zu hoffen, dass die verfluchten Mäuse nicht draufkommen, dass da demnächst Gemüse wächst.“

Die Schafe blöckten schon lange, bevor Bernhard das Auto hören konnte. Die Tiere waren wie eine zuverlässige Alarmanlage, die vor Spaziergängern oder Fahrzeugen warnten, sobald sich diese über die Forststraße dem Haus näherten.

„Das muss sie sein“, dachte Bernhard aufgeregt.

Tatsächlich bog Moniques Wagen kurze Zeit später in den Hof ein und kam vor dem Schafgatter zum Stehen. Sie stieg aus und holte ihren Trolley aus dem Kofferraum, in dem sich auch eine Steige mit Salatpflänzchen befand. Bernhard ging ihr freudig entgegen und nahm ihr die Laptotasche ab.

„Hallo Schatz, ist alles gut gelaufen?“, fragte er neugierig.

„Ja, bestens, die Agentur will nicht nur einen neuen Firmenauftritt, sondern auch gleich Werbematerial, Internetdesign und alles, was so dazugehört. Ein riesiges Paket. Ich soll dafür ein paar Entwürfe vorbereiten und dann gemeinsam mit der Marketingabteilung das Konzept dem Vorstand vorstellen“, erklärte Monique mit leuchtenden Augen, „Ich habe da schon einige Ideen.“

„Wahnsinn! Das klingt ja toll. Wieviel Zeit hast du bis zum Abgabetermin?“

„Das ist ein wenig der Haken an der Sache: die wollen schon in drei Wochen erste Skizzen sehen. Da wird mir wohl wenig Zeit zum Jagen und Kochen bleiben, fürchte ich.“

„Na dann koche eben ich“, bot Bernhard großzügig an, „und da gibt's dann nicht nur wilde Tiere zu essen, sondern auch Pizza und Sushi und...“

„...Gemüse und Salat. Den Spinat können wir bald ernten und die ersten Salate bekommen auch schon feste Herzen. Ich habe